

NACHWORT

»Ein anderes Mal wollte ich über einen Morast setzen, der mir anfänglich nicht so breit vorkam, als ich ihn fand, da ich mitten im Sprunge war. Schwebend in der Luft wendete ich daher wieder um, wo ich hergekommen war, um einen größeren Anlauf zu nehmen. Gleichwohl sprang ich auch zum zweiten Male noch zu kurz, und fiel nicht weit vom andern Ufer bis an den Hals in den Morast. Hier hätte ich unfehlbar umkommen müssen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Armes mich an meinem eigenen Haarzopfe, samt dem Pferde, welches ich fest zwischen meine Knie schloß, wieder herausgezogen hätte.«

Diese Begebenheit, eine von den Geschichten, die Bürger von sich aus dem vorgefundenen Stoff der ›Wunderbaren Reisen zu Wasser und Lande‹ hinzufügte, kann als Wunschtraum des Verfassers gelten, denn gerade 1786, kurz bevor die erste Ausgabe des *Münchhausen* anonym bei Dieterich in Göttingen erschien, war Bürger ganz besonders tief in einen Morast unsäglichen Unglücks und Elends geraten, aus dem ihn niemand befreien konnte. Wie sehr hätte er sich eine solche wunderbare Selbsthilfe gewünscht. Bürger hatte zu Anfang des Jahres nach nur sechsmonatiger Ehe seine über alles geliebte Molly verloren, die er während der zehn unglücklichen Ehejahre mit ihrer Schwester Dorette »mit immer gleich heißer, durstender, verzehrender Sehnsucht« begehrt hatte. »Ich bin ein armer, unheilbarer Mensch bisher gewesen; ich bin es noch immerfort, und werde es bleiben bis in mein Grab neben der Unvergeßlichen; ein armer an Kraft, Mut und Tätigkeit gelähmter Mensch, der zu jedem Dinge langsam und verdrossen ist.« (an Boie, 16. 3. 1786; Briefe III, 167f.).

Überblickt man Bürgers Leben, so offenbart sich, daß er nicht nur während dieses Schicksalschlages, sondern zu jeder Zeit – und er selber deutet ja darauf hin – in einem Morast erbärmlicher Verhältnisse, unsäglicher Mühen und auswegloser Situationen steck-

te, aus denen zu befreien er sich immer wieder bemühte, doch letztlich vergebens. Es wird auch deutlich, daß die Figur des Freiherrn von Münchhausen, des Übermenschen, der immer Glück hat und die schwierigsten Situationen meistert, Bürger als sein eigenes Gegen- und Wunschbild angezogen haben muß. Aus seinen Briefen lernen wir Bürger als einen überaus unsicheren, labilen Menschen kennen, zwischen Extremen schwankend, bald zu wenig, bald zu viel sich zutrauend, schnell resignierend und ebenso schnell triumphierend, voller genialer Ideen, aber oft unfähig, sie in die Tat umzusetzen – sei es aus persönlicher Anlage, eigener Schuld oder aufgrund äußerer Umstände. In beinahe allen veröffentlichten Schriften dagegen kompensiert er seine Schwäche und Ohnmacht durch Kraft und Stärke, durch forcierte Forschheit und gewagte Flucht nach vorn. Von Anfang an ist es der Münchhausen-Stil, der hier vorherrscht, ein Renommiergehabe, das seine Verzagtheit überdeckt und das verständlich, vielleicht sogar einnehmend werden kann, wenn wir sein Schicksal kennen.

Jakob Philipp Bauer, der Großvater mütterlicherseits, war es – der Dichter gedenkt seiner dankbar bei dessen Tode –, der Gottfried August Bürger aus der bedrückenden Atmosphäre seiner Kindheit und Familie herausholte. Im Hause seiner Eltern in Molmerswende, einem abgelegenen Dorf am Ostharz, wo Bürger am 31. Dezember 1747 geboren wurde, hatte er keine Möglichkeit zu geistigem Fortkommen. Sein Vater, der Pfarrer des Ortes, selbstgenügsam und bequem, und seine Mutter, eine jähzornige und streitbare Frau, kümmerten sich wenig um die Ausbildung ihres Sohnes und waren froh, daß der Großvater sich seiner annahm. Bürger besuchte zunächst die Stadtschule in Aschersleben und wurde anschließend, von 1760–1763, in das Pädagogium in Halle geschickt, verbrachte den Winter 1763/64 im Hause seines Großvaters in Aschersleben und studierte auf dessen Wunsch die folgenden drei Jahre Theologie an der Universität Halle, ohne jedoch ernsthaftes Interesse daran zu gewinnen. Im Umgang mit Christian Adolph Klotz, Professor der Philosophie und Beredsamkeit, bekannt durch die Kontroverse mit Lessing, polemisch behandelt auch von Herder, erwacht in Bürger die Neigung zu klassischen Studien und

poetischen Versuchen, gleichzeitig kompromittiert er sich durch den intimen Freundschaftsverkehr mit Klotz, der seines leichtfertigen Lebenswandels wegen in Halle in keinem guten Ruf stand, bei der Theologischen Fakultät. Und als er außerdem an der Gründung einer verbotenen studentischen Landsmannschaft teilnahm und bestraft wurde, hieß ihn der Großvater Universität und Studium wechseln: ab Ostern 1768 studierte Bürger Jura in Göttingen. Briefen und anderen Zeugen zufolge betreibt Bürger die Jurisprudenz jedoch nur nebenbei, während seine eigentliche Aufmerksamkeit den jungen Literaten gilt, die sich 1772 im Göttinger Hain zusammenschließen. Die Freundschaft mit Heinrich Christian Boie beginnt in diesen Jahren, mit dem Bürger bis in die letzte Zeit als seinem poetischen Berater korrespondiert; daneben lernt er Carl Friedrich Cramer, Ludwig Heinrich Christoph Hölty, Johann Friedrich Hahn, Johann Anton Leisewitz, Johann Martin Müller, Johann Heinrich Voß und etwas später die Brüder Christian und Friedrich Leopold von Stolberg kennen. Als er sich wegen ständiger Schulden mit seinem Großvater überwirft, springt Johann Wilhelm Ludwig Gleim ein, von Klotz auf Bürgers Notlage hingewiesen. Nicht nur ein Darlehen, sondern auch aufmunternde Briefe von Gleim – die Korrespondenz reicht bis 1789 – sind für Bürger hilfreich. Gemeinsame Lektüre von Shakespeare und der englischen Volksdichtung, die soeben durch Thomas Percys Sammlung der ›Reliques of Ancient English Poetry‹ bekannt geworden war, im Freundeskreis begeistern Bürger und hinterlassen erste Spuren auch in seiner eigenen Dichtung dieser Jahre, die allerdings im ganzen noch stärker von dem französischen Vorbild und der anakreontischen Mode geprägt bleibt. Daneben bildet Homer einen Mittelpunkt seines Interesses. Bürgers Neigung, zur Selbsthilfe zu greifen, zeigt sich, als er sich 1769 auf unkonventionelle Art mit der Probeschrift *Etwas über eine deutsche Übersetzung des Homers* selbst um Aufnahme als Beisitzer in die Göttinger »Deutsche Gesellschaft« bewirbt. Auch wenn Abraham Gottlieb Kästner, Christian Gottlob Heyne und andere Anstoß an Bürgers allzu selbstbewußten Formulierungen nahmen, erkannten sie doch manche geniale Anlage und entschlossen sich zur Aufnahme,

womit Bürger sein Ziel erreicht hatte, als unbekannter Jurastudent mit literarisch-philologischen Ambitionen die Aufmerksamkeit der führenden Geister der Universität auf sich zu ziehen. Auf poetischem Gebiet gelingt ihm dasselbe durch seine Veröffentlichungen im Göttinger Musenalmanach seit 1771.

Als Bürger im Jahr darauf – durch Boies Vermittlung und unter vielfachen Schwierigkeiten – als Amtmann die Gerichtshalterstelle zu Alten-Gleichen mit Sitz in Gelliehausen bei Göttingen bekommt, die der Familie von Uslar gehörte, welche ihrerseits der großbritannischen Regierung in Hannover unterstand, sieht es zunächst für Bürger so aus, als ob die ungesicherte Existenz des Studentenlebens ein Ende gefunden und er etwas Muße gewonnen hätte.

Er sollte sich täuschen. Zum einen war die Gerichtsbarkeit in Gelliehausen durch die nachlässige Amtsführung eines Vorgängers, des Hofrats Ernst Ferdinand Listn, der das Amt von 1742 bis 1767 innegehabt hatte und der sich zunächst für Bürger einsetzte, später gegen ihn opponierte, in desolatem Zustand; zum anderen wurde Bürger von Anfang an ein Opfer der Intrigen der in sich zerstrittenen Familie von Uslar. Und schließlich brachte ihm die Gerichtshalterstelle finanziell viel weniger ein, als er zuerst angenommen hatte. Gleim gegenüber klagt er: »Ich bin Amtmann über ein ganz artiges Gericht, das Gericht Alten-Gleichen, geworden. Aber mit was für Mühe? das weiß ich selbst nicht alles mehr zu erzählen. Kurz, es mag schwerlich je einem polnischen Könige saurer geworden sein, sich seines Zepters, als mir, mich dieses Richterstäbchens zu bemächtigen. Indessen meine Not, worin ich zu Göttingen immer tiefer sank, nötigte mich, mein Äußerstes zu wagen, mich los zu arbeiten. – Mein Gericht hat 6 Dörfer und begreift Ober- und Untergerichtsbarkeit im weitläufigsten Verstande. Meine Einkünfte kann ich etwa bis ins fünfte Hundert rechnen. Ich wohne hier zu Gelliehausen gerade unter den alten Gleichen zwischen Göttingen und Duderstadt, ohnstreitig in der angenehmsten Gegend auf zwanzig Meilen in der Runde. Von den Menschen um und neben mir, außer von etwa zwei oder drei edlen Seelen, läßt sich nicht viel Rühmlisches sagen. Dieses wäre nun

ohngefähr das Gute von meiner itzigen Lage. Das Schlimme, mein Allerliebster, ist wahrlich – auch sehr schlimm. – Alte aufgesummte Arbeit genug, und beinahe allzu viel! – Totale Unordnung, wo ich den Blick hinwende. Seit vielen Jahren her unbefriedigte Sollizitanten, die mich wie Mücken umschwärmen! – Eine Familie von Gerichtsherrn, die aus 7 Stimmen und Teilhabern an dem Gericht besteht, wovon jeder sein eigenes Interesse hat, welchen insgesamt es der hiesige Beamte nie recht machen kann, wo also der Fehde und des Kujonierens von einer oder der andern Seite nie ein Ende wird! – Verwilderte Untertanen etc. etc. etc. ! Das ist mein Los, geliebter Freund! das ist mein Los! Ich weiß nicht, ob ich es lange ertragen kann (. . .)

Mein kleines poetisches Talent, wenn daran etwas gelegen ist, verwelkt bei meiner jetzigen Lage fast völlig (. . .). Ich habe, seitdem ich hier bin, nichts schlechterdings nichts, als neulich in einigen glücklichen Stunden, einen Lobgesang gemacht, den ich hier mit einschließen will. Mein Homer, mein armer Homer! liegt da bestaubt! – Hier kann ich ihn mit keiner Zeile fortsetzen. Meine andernteils projektierten, teils angefangenen und halb vollendeten Opera, die herrlichen Opera! Sie liegen zertrümmert unter andern altem Papier in einem großen Kasten, auf dem Boden unterm Dache.« (22. 9. 1772; Briefe I, 70–72).

Ähnliche Klagen über Konflikte zwischen beruflichen Verpflichtungen und poetischen Ambitionen äußert Bürger immer wieder während seiner zwölfjährigen Amtstätigkeit. Seine sämtlichen poetischen Leistungen, präludiert durch die ihn sogleich berühmt machende »Lenore«, sind den drückenden Gerichtshalterpflichten abgerungen, die ihn ihrerseits aufgrund der nicht endenden Querelen bald lethargisch, bald krank machen, so daß er tatsächlich nicht immer in der Lage ist, seine Aufgaben korrekt zu erfüllen und weiteren Angriffen seiner Neider, Vorgesetzten und Intriganten ausgesetzt bleibt. Der Fall Bürger ist ein besonders drastisches Beispiel für die Mühen und Schwierigkeiten, unter denen viele Autoren im 18. Jahrhundert auf dem Wege zum »freien« Schriftsteller zu leiden hatten.

Im Laufe seiner Amtsjahre unternimmt Bürger unermüdliche

Versuche, sich aus dem Sumpf der Lasten, der ihn zermürbenden Sorgen, der gegen ihn gerichteten Intrigen zu befreien, der Monotonie jener abgelegenen Richterstelle zu entkommen. Als ein solcher ist seine ihm oft vorgeworfene Lotterieleidenschaft zu sehen, die ihm allerdings nur Schulden einbrachte und seine Lage verschlimmerte. Ein weiterer Versuch der Selbsthilfe bildet das mit seinem Freund Leopold Friedrich Günther Goekingk geplante Unternehmen einer »Subskriptionsanstalt«, bei dem an die Gründung einer eigenen Druckerei und an den Vertrieb der unter der Leitung der Autoren hergestellten Bücher durch Kollekteure und Buchhändler gedacht war, ein Unternehmen, das nicht zur Ausführung kam, weil das dafür erforderliche Kapital fehlte und Bürger durch seine Amtspflichten zu sehr gebunden war, um es nebenbei zu betreiben. Wie dieses bildet auch sein damit zusammenhängender »Vorschlag dem Büchernachdrucke zu steuern« eine jener Schutzmaßnahmen, die – wären sie zur Ausführung gelangt – nicht nur ihm, sondern vielen Schriftstellern geholfen hätten, sich den Gewinn ihrer geistigen Arbeit zu sichern. Diese und ähnliche Projekte von Selbstverlagen, von Pränumerations- und Subskriptionsverfahren wurden ja im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts an vielen Orten diskutiert und in der Praxis erprobt. Auch Auswanderungspläne, von denen in seinen Briefen dieser Zeit oft die Rede ist, sind Selbstbefreiungsversuche. Einige Autoren des Göttinger Hain suchten Ähnliches zu verwirklichen. Bürger stellt sich eine ländliche Gegend in England ideal vor, er möchte Spanien und Portugal durchreisen, er sehnt sich nach einem Aufenthalt in der Schweiz, die ihm durch Johann Georg Sulzers Tagebuch so verlockend erscheint: »Unbeschreiblich wollüstig hat sich meine Phantasie an den Gemälden der reizenden Schweizergegenden gelabt, und mir deucht, ich werde nicht eher wieder gesund, als bis mich das günstige Schicksal dorthin führt. Dürft' ich aber hernach nur nie in diesen umnebelten mit erbärmlichen Rauchhütten und knietiefem Morast umgebenen Winkel zurückkehren! Es ist entsetzlich, hier an Geist und Leib so verkümmern zu müssen.« (an Boie, 3. 12. 1778; Briefe II, 323f.) In diesem Zusammenhang ist auch sein Versuch zu sehen, durch Landwirtschaft selbständig und

unabhängig zu werden. Doch auch hier scheitert er; nach vier Jahren gibt er die Pacht des Gutes Appenrode wieder auf, weil sie ihm nur neue Schulden, Krankheit und Einsamkeit eingebracht hat.

Dann wieder erfahren wir von einem Plan, in Hannover die Leitung eines zu gründenden Theaters zu übernehmen, ein Plan, der ebenso scheiterte, wie die Aussicht auf eine Hofratsstelle an einem kleinen Hof am Rhein oder der vorherige Versuch, eine Kreisamtmannsstelle in Obersachsen zu bekommen. Hoffnungen auf ähnliche Stellen in Hannover und Weimar, später in Oldenburg, Jena, Halle, in Schlesien und anderen Orten, auch ein Ruf als Professor nach Preßburg, flammen kurz auf, erlöschen aber wieder. Ein andermal verhindert sein schlechtes Renommee als Amtmann bei der Hannoverschen Regierung die Übernahme einer Stelle als Stabssekretär in Hannover, die zuvor sein Freund Boie innegehabt hatte.

In seiner Verzweiflung wendet sich Bürger an Goethe, mit dem er seit 1774 korrespondiert: »Meine Absicht ist, mich Verbindungen zu entziehen, die mich an Leib, Seele und Vermögen zu Grunde richten.« (18. 8. 1781; Briefe III, 56) Auch dies vergebens, denn nach einem halben Jahr muß er von Goethe in aller Kühle erfahren, daß es für ihn keine Hilfe geben kann: »Die Unzufriedenheit mit Ihrem Zustande, die Sie mir zu erkennen geben, scheint mir so sehr aus dem Verhältnis Ihres Innersten, Ihrer Talente, Begriffe und Wünsche, zu dem Zustande unserer bürgerlichen Verfassung, zu liegen, daß ich nicht glaube, es werde Sie die Veränderung des Ortes, außer einem geringen Mehr oder Weniger, jemals befriedigen können. (. . .) Tüchtige Kinder dieser eingeschränkten Erde, denen im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brot schmecken kann, sind allein gebaut, sich darin leidlich zu befinden, und nach ihren Fähigkeiten und Tugenden das Gute und Ordentliche zu wirken.« (20. 2. 1782; Briefe III, 70) Mit dem Rat, sich um eine akademische Stelle umzusehen, endet dieser Brief und zugleich die Korrespondenz zwischen Goethe und Bürger.

Wie groß die Notlage Bürgers ist, zeigt sich daran, daß er sich entschließt, einen demütigen Bittbrief an Friedrich II. zu schreiben, dem er sich als geborener Untertan aufgrund seines zu Preu-

ßen gehörenden Geburtsortes verbunden fühlt – ein denkwürdiger Kontrast zu der Vorstellung derer, die Bürger allzu einseitig zum Revolutionär stilisieren. »Ich fühle mich zu jedem Amte, das mit Jurisprudenz, bon sens und allgemeiner Adresse verwaltet werden kann, tüchtig«, so preist er sich an und fügt hinzu: »Daß unser Vaterland mich als Dichter kennt und, wie es scheint, liebt und schätzt, kommt wohl hier nicht mit in Anschlag.« (29. 7. 1782; Briefe III, 80) Doch gerade in diesem Punkt sollte er sich täuschen: was Bürger für einen besonderen bonus ansah, sein poetisches Talent, erwies sich als Hindernis. Großkanzler v. Carmer, von Friedrich II. beauftragt, wandte sich wegen einer geeigneten Stelle an den Staatsminister Freiherrn v. Zedlitz in dessen Eigenschaft als Ober-Curator der Universitäten und Schulen und mußte von diesem erfahren: »Wenn auch gleich der jetzige Chur-Hannoversche Justiz-Amtmann Bürger durch seine von Zeit zu Zeit herausgegebenen übersetzten Stücke des Homer eine nicht gemeine Kenntnis der Alten bewiesen und auch als Dichter sich bekanntlich Ruhm erworben hat, so ist er doch, wie das der Fall der heutigen mit dem Geniewesen sich auszeichnenden Schöngeister ist, zum Erzieher und Jugendlehrer nicht zu gebrauchen. – Überhaupt ist an Leuten, die die alten Sprachen verstehen, eben kein Mangel, und da ich besonders darauf Bedacht nehme, alle Gelegenheiten aus dem Wege zu räumen, daß die Jugend keinen frühen Hang zu der alle Seelenkraft und alle zu Geschäften erforderliche Tätigkeit untergrabenden Poeterei bekomme, so kann ich mit gutem Gewissen den Bürger, so sehr ich ihn auch schätze, in meinem Department nicht versorgen.« (15. 11. 1782; Briefe III, 103)

Diese Einschätzung, die Bürger später während seiner Tätigkeit als Privatdozent in Göttingen noch öfter erfährt, zeigt ganz deutlich, wie er zwischen zwei Stühlen sitzt: seine poetischen Ambitionen stehen seinem Amt im Wege, das Amt wiederum lähmt eine volle Verwirklichung der poetischen Ambitionen – auch das eine Zwangssituation, die er mit vielen Autoren seiner Zeit teilt.

Im Falle Bürger kommt jedoch ein ganz eigener Konflikt hinzu: seine unglückliche Doppelliebe. Schon bei der Trauung mit Dorette Leonhart im Jahre 1774, der Tochter eines benachbarten

Amtmannes, mußte er erkennen, sich geirrt zu haben. Nicht sie, sondern ihre 16jährige Schwester Auguste – die Molly seiner erotischen Gedichte – liebt Bürger mit aller sinnlicher Leidenschaft, und nach kurzer Zeit erwidert Molly diese Liebe, die auch durch eine zeitweilige Trennung nicht gemindert werden konnte. »Wir haben mehr denn einmal beide gegen diese unglückliche Leidenschaft mit allen unsern Kräften gekämpft. Wir haben alles versucht, was sich erdenken läßt; wir haben beide uns anderwärtig zu verlieben gestrebt, und Liebe mit Liebe zu vertreiben gesucht. Aber alles vergeblich! Wie ein Pferd oft desto tiefer nur in den Moor sinkt, je mehr es sich herausarbeiten will, so ist es uns ergangen.« (an Goeckingk, 12. 11. 1779; Sauer, 427).

Schließlich willigt Dorette, um Bürger nicht zu verlieren, in eine Ehe zu dritt ein, die zwar die Qualen nicht aufhebt, aber doch lindert. Nur kurze Zeit währt diese Kompromißlösung, die ihm überdies moralische Ächtung bei seiner Umgebung einbringt. Am 30. Juli 1784 stirbt Dorette, 28jährig, an den Folgen der Geburt des dritten Kindes, das die Mutter nur kurz überlebt. Kummer und Freude, Gewissenqualen und Freiheitsgefühle mischen sich, und Bürger heiratet nach knapp einem Jahr, am 17. Juni 1785, Molly, nun endlich einer glücklichen, zufriedenen Zukunft entgegensehend. Da trifft ihn dasselbe Schicksal noch einmal: am 9. Januar 1786 stirbt Molly, die kurz zuvor eine Tochter geboren hatte.

Bürger ist zu dieser Zeit bereits Privatdozent an der Universität Göttingen. Als Mitglieder der Familie von Uslar ihn erneut beschuldigt und die Sache sogar vor die Hannoversche Regierung gebracht hatten, war Bürger, obwohl der Prozeß zu seinen Gunsten entschieden wurde, der weiteren Amtsausübung überdrüssig und wandte sich nach Göttingen, wo er durch Förderung der Professoren Christian Gottlob Heyne, Abraham Gotthelf Kästner und Georg Christoph Lichtenberg – mit diesem ist er auch freundschaftlich verbunden – 1784 zum Magister ernannt wurde und seitdem – mit gelegentlichen Unterbrechungen – bis zu seinem Tod Vorlesungen und praktische Übungen über Ästhetik, Stilistik, deutsche Sprache und Philosophie hält. Einige wenige äußere Ehrungen – die Bitte um eine Festrede von ihm zum 50jährigen Jubi-

läum der Universität 1787, die Auszeichnung mit dem Dokortitel beim gleichen Anlaß, schließlich zwei Jahre später die Ernennung zum außerordentlichen Professor – dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß Bürgers Schicksal sich letztlich nicht verbesserte. Zwar liegt die ihm verleidete juristische Arbeit hinter ihm, doch was er vorfindet, ist keineswegs geeignet, ihm die erforderliche Sicherheit und Unabhängigkeit zu geben. Mit seinem Recht, Vorlesungen zu halten, ist kein Gehalt verbunden. Bürger muß »gratis und frustra« lesen und kann nur auf die Hörgelder rechnen. Das heißt: er ist gezwungen, sich auch hier wieder anzupassen und unterzuordnen, demütige Briefe zu schreiben, entehrende Bittschriften zu stellen, um dennoch nur zu oft zu sehen, wie man jüngere ihm vorzieht, er selbst aber mit Hohn und Verachtung überhäuft und übergangen wird. Außer Lichtenberg und Dieterich hat er kaum Freunde. Die Weigerung der Hannoverschen Regierung, Bürger fest anzustellen, erklärt sich wohl einmal aus dem schlechten Renommee, das er als Amtmann hatte, zum andern aus Bürgers unkonventionellem, undiplomatischem und unakademischem Verhalten in seinen ersten Göttinger Jahren, das in der von Hochmut und Gelehrten dünkeln nicht freien Universität Anstoß erregte. Der Mann, der ohne Magisterexamen und lateinische Disputation auftrat und sich dabei als Poet einen Namen gemacht hatte, wurde von der Mehrzahl der Professoren als Schöngest belächelt und zum Außenseiter abgestempelt.

Als er noch zu Beginn seiner Universitätskarriere, in zusehender Hoffnung auf den Professorentitel mit fester Anstellung, mit dem Anspruch auftrat, die deutsche Sprache und Stilistik als eine den übrigen Fächern gleichberechtigte Disziplin zu etablieren – niedergelegt in seiner 1787 veröffentlichten Programmschrift *Über Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten* –, war er in aller Arglosigkeit in ein Wespennest getreten. Denn einmal wurde in der Philosophischen Fakultät, die überdies in Göttingen damals die kleinste war, vor allem – wie im 18. Jahrhundert allgemein üblich – klassische Philologie gelehrt, deutsche Sprache nur gelegentlich nebenbei betrieben. Zum andern mußte Bürger anstoßen, wenn er – seine juristischen Erfahrungen

mit seinen philologischen Interessen verbindend – besonders auf eine Verbesserung von Kanzleistil und Juristendeutsch zielte, weil er damit auf die Domäne der Juristischen Fakultät, der größten in Göttingen, übergriff und den renommierten Professor Johann Stephan Pütter attackierte, der in einem eigenen Lehrbuch konventionelle, von Bürger abweichende Ansichten vertrat. Und drittens verübelte man eine solche Neuerung ganz besonders einem Privatdozenten.

Als schließlich offenkundig wurde, daß das ›Schwabenmädchen‹, Elise Hahn aus Stuttgart, die Bürger öffentlich eine poetische Liebeserklärung gemacht und die er auf abenteuerliche Weise geheiratet hatte, ihn, der noch einmal voller Hoffnung auf Lebensglück und neuen Mut war, schon in den ersten Ehewochen betrog – sie empfing Liebhaber, während Bürger Kollegien hielt –, da wurde er auch zur Zielscheibe des Spottes in der Göttinger Gesellschaft. In Universität und Stadt bespöttelt, fast ohne vertraute Freunde, von Schulden belastet, immer kränker werdend, den Mut verlierend, von Elise geschieden, so sehen wir Bürger dahinsiechen, bis er noch einmal, 1793, einen Versuch wagt, aus dem Morast des Elends herauszufinden. Er richtet eine demütige Bittschrift an die Hannoversche Regierung: »〈Meine〉 Umstände nötigen mich jetzt, meinem Charakter selbst Gewalt anzutun, und Hochdero Großmut mit einer untertänigen Bitte anzugehen, die den Verdacht einer unbescheidenen und lästigen Andringlichkeit erwecken könnte, wenn nicht eine unbefangene Darstellung meiner Lage mir dagegen das Wort reden müßte.« Seine Schilderung endet mit dem Satz: »Diese Lage scheinete es nicht nur zu entschuldigen, sondern mir sogar zur Pflicht zu machen, daß ich zu Euer Exzellenzen hoher Gnade meine Zuflucht nehme, und untertänig bitte, mich baldmöglichst mit einem nur einigermaßen unterstützenden Gehalt zu erfreuen.« (6. 3. 1793; Briefe IV, 220f.)

Als dieses Gesuch unbeantwortet bleibt und als auch ein letztes verzweifeltes Mittel, der Verkauf seines Landbesitzes aus dem Erbe seiner Mutter, keine Lösung bringt (die zu erwartenden Gelder trafen erst nach seinem Tode ein), da fleht Bürger noch einmal den Beistand des Professors Heyne an, der ihm einst bei der Erlangung

des Professorentitels behilflich gewesen war: »Lieber Herr Hofrat. Sie sind der einzige Mann, der mir durch seine Vielvermögenheit zu helfen im Stande ist. Ich bitte, ich beschwöre Sie bei allem, was Ihnen lieb und wert ist, verwenden Sie sich jetzt für mich. Mir ist von guter Hand versichert worden, daß es nicht ohne Wirkung sein werde. Ich kann ohne Gehalt, besonders nach meinen letzten Fatalitäten, durchaus hier nicht länger bestehen. Wird es mir noch länger entzogen, so muß ich gewiß und wahrhaftig meine Professorenstelle niederlegen; und ich bin nach reifer Überlegung dazu entschlossen, so fatal auch der Schritt in manchen Rücksichten ist.«

Erbittert weist Bürger auf die Diskrepanz zwischen seinem mittlerweile errungenen allgemeinen Ansehen als Dichter und seiner Situation in Göttingen hin: »Meine Zelebrität, sollte ich denken, stände nicht unter den letzten, und ob sie gleich von einer Art ist, die für das kalte Hannoversche und Göttingische Klima wenig Wert zu haben scheint, so ist es doch wahrlich im Auslande (außerhalb des Königreichs Hannover) damit ganz anders beschaffen; und wenn man mich lieber in einer Einöde versauern und verkümmern ließe, als ein paar hundert Taler Gehalt nach so langem Harren bewilligte, so möchte es wahrlich von dem Auslande nicht wohl genommen werden, auch möchte es die Literärgeschichte, die mich hoffentlich nicht vergessen wird, dereinst nicht zur Ehre der Universität und ihrer Vorsteherschaft melden. Hier werde ich freilich von manchen hochfahrenden Herren gar wenig bemerkt, man naht sich mir nicht, man redet mich nicht an, und wenn ich mich nahe und anrede, so ist man gleich mit mir fertig und wendet sich zu einem andern Herrn Hofrat oder Ordinarius. Nicht also der Ausländer! Ich werde von vielen durchreisenden angesehenen Gelehrten aller Klassen, die doch wohl die Tür mehr als eines Excellentissimi ac celeberrimi hier vorbeigehen, mit großer Achtung besucht. Im Auslande bin ich noch überall von jeder Art der berühmtesten Leute, nicht bloß von schönen Geistern, mit aller Hochachtung und Wärme, ja oft mit einem Enthusiasmus aufgenommen, der mich in Verlegenheit gesetzt, der mich schamrot gemacht, der mich manches Mal gestachelt hat, weil ich, der hier so gänzlich von

dergleichen entwöhnt bin, ihn für grobe Persiflage gehalten habe.« (16. 3. 1794; Briefe IV, 247, 249)

Eine Gabe von 50 Talern, die vermutlich von Heyne selber stammte, und ein einmaliges Gnadengeschenk in Höhe von 100 Talern von der Regierung war alles, was man ihm bewilligte. Bürger starb am 8. Juni 1794 im Alter von 46 Jahren.

*

Das Bild soll nicht überstrapaziert werden, doch es läßt sich sagen, daß für Bürger auch sein Werk – seine Prosadichtungen, seine Übersetzungen, seine theoretischen Schriften und seine Gedichte – eines jener Mittel bildet, mit Hilfe derer er aus dem Sumpf des Elends aus eigener Kraft herauszukommen hoffte. Ein Beispiel dafür ist der Komplex seiner Homer-Übersetzungen. Sein ungewöhnlicher Antrag auf Aufnahme in die »Deutsche Gesellschaft« in Göttingen wurde schon erwähnt. Als er zwei Jahre später seine *Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Übersetzung des Homer* wieder aufgreift und sie mit einigen Proben in der »Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften« seines Freundes und Gönners Klotz und in dessen Geist veröffentlicht, tut er das eines erhofften Stipendiums wegen und überhaupt, um sich einen Namen in der gelehrten Welt zu verschaffen. Bürger hatte tatsächlich eines der brisantesten Themen gewählt, denn gerade zu Beginn der 70er Jahre war eine öffentliche Diskussion um Wert und Möglichkeiten einer deutschen Homer-Übersetzung entfacht, die sich bald auf die Frage zuspitzte, ob die jambische oder die hexametrische Version im Deutschen dem Geist Homers näherkäme. Bürger, dem es darum zu tun war, aus Homer ein Volksbuch für alle Stände zu machen, plädierte dafür, daß der gegenwärtige Leser seinen deutschen Homer aus eben der Entfernung aufnehmen soll, aus der ein Grieche des platonischen Zeitalters seinen originalen Homer sah. Von dieser gewagten Gleichsetzung der eigenen Zeit mit der klassischen Periode Griechenlands, Ausdruck der optimistischen Selbsteinschätzung des Sturm und Drang, kommt Bürger zu dem Schluß, es sei Aufgabe des Übersetzers, den

Ton des Altertums in der Sprache wiederzugeben, wie er aus Luthers Schriften und den Dichtungen der Minnesänger bis Opitz bekannt sei, er müsse zugleich kühne Neubildungen wagen und – um Homer ganz heimisch zu machen – jene Versart wählen, die in der deutschen Sprache ebenso vertraut ist wie in der griechischen der Hexameter, nämlich die jambische.

Zustimmende, aber privat geäußerte Meinungen von Gleim, Klopstock, Vertretern des Göttinger Hain und anderen beflügelten Bürger zwar, waren ihm aber doch zu wenig, so daß er fünf Jahre später sich weiter hervorwagt und in Boies »Deutschem Museum« mit einer öffentlichen Anfrage auftritt, ob das deutsche Publikum ernsthaft an einer Homer-Übersetzung interessiert sei. »Ich müßte mein Leben lassen, wenn ich für deinen Kaltsinn, oder gar Undank, Kraft und Saft meiner Jugend aufopfern wollte.«

Der forciert gesuchte Kontakt mit dem Publikum – der Autor ist damals durch seinen *Lenore*-Erfolg verwöhnt – stellt sich in einer Weise ein, wie sie für Bürger kaum glücklicher sein konnte: in Goethes Auftrag erhält Bürger eine öffentliche Antwort, in der ihm die ersten Größen, begeistert von den bisher dargebotenen Proben, um Fortsetzung der Übersetzung bitten und ihm gleichzeitig eine ansehnliche Summe Honorar bei Vollendung der *Ilias* bereitstellen.

Trotz dieses Lobes, das Bürger in der geistigen Welt bekannt machte, zögert er mit der Einlösung seines Versprechens, auch als er von Wieland immer wieder geduldig angespornt und nochmals zu einer öffentlichen Verteidigung der Jamben-Übersetzung animiert wird. Sicherlich liegt der Grund dafür einmal in der Tatsache, daß sein Freund Stolberg ebenfalls eine Übersetzung vorlegt, diese aber in Hexametern, und auch Voß mit den ersten Proben seiner bald epochemachenden Hexameterversion beginnt; zum andern aber sind es die drückenden Amtspflichten, von denen in den Briefen immer deutlicher die Rede ist, die Bürger von einem Unternehmen dieses Ausmaßes fernhalten. Wie häufig in seinem Leben fehlen Bürger hier Muße und Freiraum. Zwischen den so ganz anderen Aufgaben des Alltags und seinen literarisch-philologischen Interessen hin- und hergerissen, wird er unsicher, kommt

weder seinem Amt noch seiner versprochenen Arbeit genügend nach und verliert schließlich die Lust an der eben noch verteidigten jambischen Übersetzung. Da er gleichzeitig in der öffentlichen Diskussion bleiben möchte, aber sieht, daß die Hexameterübersetzungen von Stolberg und Voß sich als erfolgreich erweisen, daß Bodmer Ilias und Odyssee in dieser Versart vorlegt, Kosegarten eine hexametrische Übersetzung der Odyssee ankündigt und der Philologe Wobeser den ersten Teil seiner Ilias-Übersetzung in Hexametern erscheinen läßt, verwirft er kurzerhand seine jambische Eindeutschung als »erste Jugendidee« und veröffentlicht die ersten vier Gesänge der Ilias ebenfalls in Hexametern. Von der angekündigten Fortsetzung ist nichts mehr erschienen. Verständlich, daß die Weimaraner befremdet reagieren und Goethe eine distanzierte Haltung einnimmt, die Bürger später noch empfindlich zu spüren bekommen wird. Neben dem fast trotzigem Ton der Ankündigungen geben auch seine brieflichen Äußerungen zu denken, wie hier an Goeckingk bei Einsendung seiner Übersetzung: »Der Himmel gebe nun, daß die Herren Vorgänger samt und sonders die Schwenot kriegen, worauf es, *unter uns*, denn doch eigentlich abgesehen ist, ob wir gleich da vor dem Publikum so artige Grimassen machen.« (Anfang 1784; Briefe III, 123) Kraftmeierei und rücksichtsloses Konkurrenzdenken sind oft Symptome seiner inneren Unsicherheit. Bürger verliert dann die Realität aus den Augen und schlägt mehr oder weniger verzweifelt um sich.

In diesen Zusammenhang gehört auch das Kapitel seiner unausgeführten Pläne. »Das artige Tirelieren von Kleinigkeiten mißhagt mir von Tage zu Tage mehr. Mir deucht beinahe, daß der den Namen eines Dichters nicht verdiene, der nicht ein Werk aufweisen kann, worin sich das Dichtertalent in vollern Maße gezeigt. Epische und dramatische Werke scheinen mir beinahe allein *Gedichte*, das übrige nur *Verse* zu sein«, schreibt Bürger an Boie zu Beginn seiner Amtstätigkeit, voller Pläne und Ideen zu größeren Arbeiten (2. 11. 1772; Briefe I, 75). Mehrfach ist dann von Trauerspielen und Dramen im Wettstreit mit Wagners »Kindermörderin« und Lenz' »Soldaten« die Rede oder im Zusammenhang mit seinen Shakespeare-Übersetzungen von dramatischen Adaptionen im Stil des

Vorbildes. Wer – wie das bis heute geschieht – das Nichtzustandekommen dieser und anderer Entwürfe allein Bürgers Phlegma und seiner Unstetheit zuschreibt, wird dem Autor nicht gerecht, denn nicht diese Eigenschaften, sondern Mangel an Erfahrung, geistigem Austausch und Anschauung sind die Ursache. »Ich strebe, was Größeres zu umfassen. Wenn ich nur aus diesem isolierten Winkel heraus wäre und auf dem vollen Markt des menschlichen Lebens besser mich umsehen könnte.« (an Boie, 15. 9. 1776; Briefe I, 339) »Außerdem habe ich wenig oder gar keine Einsichten in die Schauspielerkunst und keine Kenntnis des Theaters. Denn glaubst du wohl, Freund, daß ich in meinem ganzen Leben nicht viel über ein halbes Dutzend Vorstellungen und diese schon vor länger denn 10–12 Jahren gesehen habe. Was wollte ich nicht drum geben, wenn ich noch einmal in meinem Leben so glücklich würde, in einer Stadt zu wohnen, wo nur unterweilen Schauspiele wären. Das würde vielleicht den dramatischen Samen, wenn welcher in mir liegt, befruchten.« (an Boie, 4. 2. 1777; Briefe II, 25) So schreibt der verlassene Bürger aus dem abgelegenen Dorf Wöllmarshausen. Sein Horizont reicht aufgrund der sozialen Verhältnisse nur bis in die Kleinstadt Göttingen, und die ferne Residenzstadt Hannover sieht er schon als die große Welt schlechthin. Ein guter Teil von Bürgers Begrenztheit und mangelnder Entwicklungsfähigkeit läßt sich auf die regionale Abgeschlossenheit seiner Gerichtshalterstelle zurückführen, von wo aus er allenfalls in Briefen gleichwertige Partner erreichte, während anregende Gespräche und Begegnungen, die er stets suchte, nachdem sich die Dichter des Göttinger Hain entfernt hatten, selten wurden. Es ist durchaus vorstellbar, daß Bürger, hätte er sich – finanziell unabhängiger – zeitweilig in Leipzig, Berlin oder Hamburg aufhalten können, ausgeführt hätte, was er plante. Das waren zum Beispiel ein großes volkstümliches Nationalepos, das auch Herder von ihm erwartete, weitere Shakespeare-Übersetzungen, eine Ossian-Eindeutschung, Erzählungen und ein Roman, den er gemeinsam mit Leisewitz plante, eine vollständige Übersetzung des »Froschmeuseler« von Rollhagen, im Anschluß an die Abhandlung *Aus Daniel Wunderlichs Buch ein Beitrag zur Bauern-Charakteristik*, eine Neubear-

beitung von ›Tausend und eine Nacht‹, ausführlichere Arbeiten über Volkspoese und Volkstümlichkeit. Vieles blieb nur Fragment, anderes gar nur Ankündigung, und schließlich hieß es von Bürger lapidar: »Eure Stärke bestand von jeher in Ankündigungen.« (Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer an Bürger, 1. 5. 1790; Briefe IV, 52)

Daß Bürger trotz dieser Verhinderungen über die engen Grenzen hinaus so bekannt wurde, verdankt er seinen lyrischen Gedichten und Balladen wie seinem *Münchhausen*.

Eine erste Gruppe bilden Gedichte, noch in überlieferten Formen und Topoi verfaßt, die wohl von der Geschicklichkeit Bürgers im Nachahmen und Aufnehmen zeugen, seinen bald eigenen Ton jedoch nur ansatzweise erkennen lassen. Das *Hummellied*, die *Stutzertändelei*, *Prinzessin Europa*, *An ein Maienlüftchen*, *Lust am Liebchen*, verschiedene Minnelieder und andere gehören zum lyrischen Gemeingut der Zeit und könnten so oder ähnlich von den Dichtern des Göttinger Hain oder anderen Autoren der Zeit stammen. Gleims und Ramlers anakreontische Gedichte sind Bürger Leitbilder, Klotz ist sein poetischer Maßstab, nicht selten adaptiert er englische und französische Modepoeten des 18. Jahrhunderts. Gefälligkeit und Witz, rokokohafte Szenerie, tradierte Personenkongstellationen, übliche Naturkulisse herrschen vor, befriedigen aber den jungen Verfasser nur kurze Zeit und werden später seltener.

Unter dem Eindruck seiner Beschäftigung mit Shakespeare, der englischen Volkspoese und der Lektüre Herders schlägt Bürger einen neuen Weg ein. Schon 1772 bekennt er: »Meine bisherige wollüstige und tändelnde Dichtungsart fängt mir an durchaus zu mißfallen.« (an Boie, 2. 11. 1772; Briefe I, 75) Wiederholt wendet er sich gegen das »Prachtgeklingel« der »Ramler und ihres Gleichen«. (an Boie, 15. 9. 1776; Briefe I, 339), erwägt, eine Sammlung von Volksliedern als Gegengewicht zu der akademisch-regelgebundenen Dichtung seiner Zeit herauszugeben, denn: »Vor den klassischen Dichtarten fängt mir bald an zu ekeln« (an Boie, 19. 8. 1775; Briefe I, 240), und hält es für gut, »wenn dem Gedächtnis eines Dichters alle Menschen-Bücher und Satzungen ver-

schlossen sind und dann seine Phantasie gezwungen ist, ihre Nase in den großen Folianten der Natur unmittelbar zu stecken.« (an Boie, 12. 5. 1774; Briefe I, 204)

Im Anschluß an Herders ›Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker‹ und an seinen Shakespeare-Aufsatz entstehen Bürgers Balladen – eine zweite Gruppe seiner Gedichte –, angeführt von *Lenore* 1773, und so bekannte Stücke wie *Der wilde Jäger*, *Des Pfarrers Tochter von Taubenhain*, *Des armen Suschens Traum*, *Der Raubgraf* und andere umfassend, die bei aller Verschiedenheit und unterschiedlichen Qualität im einzelnen unter dem poetischen Glaubensbekenntnis der »Popularität« als Einheit zusammengefaßt werden können. Die bisher ganz unbekannte, neue Darstellungsweise der Unmittelbarkeit und Lebendigkeit der Leidenschaft und Stärke – die Lenore bedeutet für die Gattung Ballade was ›Götz von Berlichingen‹ für diejenige des Dramas ist – darf jedoch nicht als Ergebnis spontanen Dichtens mißverstanden werden. Bürgers Briefwechsel mit Boie und anderen Partnern zeigt vielmehr, daß der Autor zwar gegen die bisher dominierende gelehrte Poesie mit ihren festen Regeln und Konventionen ankämpft, in der Praxis aber mit eben der Akribie arbeitet, jedoch mit umgekehrten Vorzeichen: es geht ihm darum, den *Eindruck* von Spontaneität und Volkstümlichkeit zu erzielen, ein Konzept, das seinerseits ganz unbedingt Kalkül und Kunstmäßigkeit voraussetzt, ohne poetologische Taktik und Raffinesse gar nicht denkbar wäre.

Wenn Bürger Elemente der Volksdichtung aufnimmt, auf den »Natur-Katechismus« rekurriert und Ursprünglichkeit anstrebt, darf er dennoch nicht in dem Sinne als ›Volksdichter‹ angesehen werden, daß er die unteren sozialen Schichten als Rezipienten ansprechen will. Dieses verbreitete Mißverständnis konnte durch einige Formulierungen Bürgers entstehen, die er später differenziert. Im *Herzensausguß über Volks-Poesie* verspricht er dem Dichter, der das Buch der Natur und das Volk im ganzen kennt, »daß sein Gesang den verfeinerten Wesen ebensosehr als den rohen Bewohnern des Waldes, die Dame am Putztische wie die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken und auf der Bleiche entzük-

ken werde.« In der Vorrede zu seiner Gedichtausgabe von 1778 trägt er noch denselben Gedanken vor: »Erreicht habe ich mein Ziel (. . .), wenn meine Lieblingskinder den mehrsten aus allen Klassen anschaulich und behaglich sind«, differenziert aber bereits, unter ›Volk‹ »mitnichten den Pöbel allein« zu verstehen. Eine Korrektur seiner Ansicht von 1778 bringt er dann mit vollem Nachdruck in der Vorrede zu seiner endgültigen Gedichtausgabe von 1789: Auch hier gilt seine Maxime: »Popularität eines poetischen Werkes ist das Siegel seiner Vollkommenheit.« Aber unter »Popularität« versteht er Anschaulichkeit und Leben »für unser ganzes gebildetes Volk! – Volk nicht Pöbel!« Und: »In den Begriff des Volkes aber müssen nur diejenigen Merkmale aufgenommen werden, worin ungefähr alle, oder doch die ansehnlichsten Klassen übereinkommen.«

Deutlich ist also zu sehen, daß für Bürger ›Popularität‹ in erster Linie ein Stil- und Ausdrucksmittel ist, mit dem er die erstarrte, regelverhaftete rationalistische Dichtung überwinden will. Er möchte Poesie neu mit Leben, Gefühl und Leidenschaft, auch subjektiver Leidenschaft füllen. Daß er dabei inhaltlich häufig die Rechte der Unterdrückten gegenüber den Regenten und der Obrigkeit vertritt, sich zum Anwalt des ›Volkes‹ macht, ist zu betonen, sollte aber von einer naiven Bezeichnung Bürgers als ›Volksdichter‹ unterschieden werden.

Daß Bürger die unteren sozialen Schichten weder direkt als Leser ansprach noch erreichte, versteht sich schon aus den sozialgeschichtlichen Verhältnissen des 18. Jahrhunderts: Die geringe Lesefähigkeit der Bevölkerung, die Höhe der Buchpreise, die Bucherwerb und -besitz erschwerte, die mangelnde Gelegenheit der Angehörigen der unteren sozialen Schichten, überhaupt mit Büchern in Berührung zu kommen, machten einen solchen direkten Kontakt zwischen Autor und Rezipienten unmöglich. Im Fall Bürgers kann man aufgrund der Subskriptionsverzeichnisse, die in dieser Ausgabe erstmalig abgedruckt sind, und aufgrund des Briefwechsels konkret erkennen, daß die Verbreitung seiner Gedichte in erster Linie durch Schriftsteller, Studenten, Akademiker und Buchhändler erfolgte, die ein Publikum gewannen, das sich weit-

gehend aus der Bildungsschicht rekrutierte. An der Spitze des Subskriptionsverzeichnisses, das 1778 durch den Namen der Königin von Großbritannien eröffnet wird, stehen Regenten und hohe Standespersonen. Wie sehr die Vorstellung von einem unmittelbaren Volksdichter Fiktion ist, geht überdies daraus hervor, daß Bürger – und das kennzeichnet seine Taktik wie seine Abhängigkeit von den Gesetzen des Buchmarktes – zunächst erwog, die Ausgabe seiner *Gedichte* von 1778 der Königin von Großbritannien, diejenige von 1789 Friedrich II. zu widmen. Permanente Sorgen um seine Existenz, die ja in Göttingen nach wie vor ungesichert ist – »ob und wie ich noch einmal aus dem verfluchten Hundeneest fort kommen werde, das mag der Himmel wissen« – führten ihn zu dieser Überlegung. Die Dedikation kommt ihm zwar »wie ein Wechselbalg, aus Lächerlichkeit und Niederträchtigkeit zusammengesetzt«, vor, aber er konstatiert auch nüchtern, es sei »eine pure Unmöglichkeit, ohne Geld edel zu sein, oder gar durch Geistes- und Herzensadel den allgemein beliebten und belobten Beuteladel zu erwerben.« (an Meyer, 1. 3. 1789; Briefe III, 213, 214)

Die Ballade »scheint beinahe vorzüglich mein beschieden Los zu sein. Sie drängt sich mir überall, auch wo ich sie nicht rufe, entgegen; alle meine poetischen Ideen verromanzieren oder verballadieren sich wider meinen Willen.« (an Boie, 17. 10. 1776; Briefe I, 345) Diese Selbsteinschätzung charakterisiert eine dritte Gruppe von Gedichten, solche, die persönliches Leid und persönliche Erfahrungen aussprechen, allen voran die sinnlich-erotischen Lieder an Molly, aber auch Texte, die von Bürgers Krankheiten, seiner Verlassenheit, seinen Gefühlen und Stimmungen handeln. Häufig sind sie in einer den Balladen vergleichbaren Intensität, Drastik und Direktheit des subjektiven Empfindens gestaltet. Es bleibt im einzelnen zu untersuchen, wie weit einige von ihnen vorgeprägten Modellen erotischer Dichtung verbunden sind oder in Brechung zu ihnen stehen, während andere teils pathetisch überhöhte, teils ins Poetische übertragene intime Äußerungen bilden, die in den Briefen ungeschminkt erscheinen. Daß auch hier Spontaneität bewußter Formung nicht entgegensteht, zeigt sich besonders augenfällig an der von ihm wieder erneuerten Kunstform des Sonetts.

Man sollte Bürger nicht nur auf den Sturm-und-Drang-Dichter festlegen.

Neben vielen Gelegenheitsgedichten kristallisiert sich eine vierte Gruppe heraus: die politischen und kritischen Texte. Seit dem bekannten provokativen Gedicht *Der Bauer. An seinen Durchlauchtigen Tyrannen* von 1773 bis zu den sich häufenden Stellungnahmen zur Französischen Revolution im Musenalmanach auf 1793 bildet die politische Dichtung eine Konstante in Bürgers Schaffen, ergänzt durch zahlreiche Polemiken auf persönliche Gegner und auf den Literaturbetrieb. Besonders die barsche Kritik Schillers an seinen Gedichten animierte Bürger zu mehrfachen bissigen Erwidern. Andere entstehen im Zusammenhang mit seiner Arbeit am Göttinger Musenalmanach.

Die Redaktion des Musenalmanachs, 1778 in der Hoffnung auf finanziellen Gewinn und als Gelegenheit, aus dem verhassten Amt herauszugelangen, übernommen, machte Bürger zwar in der literarischen Welt bekannt, trug ihm aber gleichfalls Verdruss und Mühen ein. Zeitweilig überhäuft von schlechten und mittelmäßigen Einsendungen und von Anfragen und Mahnungen belästigt, war er zu Rücksendungen und Absagen gezwungen oder mußte, um das Niveau zu wahren, unzählige Gedichte überarbeiten, Lücken durch eigene, in Eile angefertigte Stücke füllen. Ein guter Teil der heute so peripher wirkenden Texte Bürgers erklärt sich durch diese Redaktionstätigkeit, die nicht nur stimulierend, sondern auch eingrenzend gewirkt hat und letztlich seine freie Entfaltung ebenso wie das Richteramt behinderte.

So ist es kein Wunder, daß Bürger von den Abenteuern und Eskapaden des Freiherrn von Münchhausen begeistert war, konnte er doch hier – den vorgefundenen Stoff umformend und erweiternd – all das in phantastisch-grotesker Zuspitzung verwirklichen, was ihm in der Realität verwehrt war. Bezeichnenderweise wagte er es nicht, den Text unter seinem Namen zu veröffentlichen, wohlwitsen, daß die Verfasserschaft solcher Lügengeschichten seinem Ruf noch mehr geschadet hätte.

*

Bürgers Leistung besteht darin, daß er in bisher unbekannter Intensität literarische Ausdrucksweisen seiner Zeit mit neuen Energien auffrischt und anreichert, indem er eine unmittelbare, oft distanzlose Verbindung von Literatur und Leben verwirklicht, leidenschaftlich und temperamentvoll dichtet, subjektive Erfahrungen poetisch umsetzt und damit die regelgebundene Poetik der Aufklärung und des Rokoko als obsolet erscheinen läßt, die empfindsame Mode durch sinnlich-konkrete Elemente übertrifft. Sein stilistisches Ideal der Volkstümlichkeit und seine politisch-gesellschaftliche Kritik, besonders in einigen Balladen konvergierend, erregten ebenso den Unwillen mancher konventioneller Kritiker wie sie Aufmerksamkeit und Zustimmung bei denjenigen erzielten, die für die Neuerungen der Zeit sensibel waren, unter ihnen Wieland, Voß, Stolberg, weitere Mitglieder des Göttinger Hain, den jungen Goethe, August Wilhelm Schlegel und Friedrich von Hardenberg.

Es gehört zum Schicksal Bürgers, daß diese Stimmen übertönt wurden durch die verhängnisvolle Kritik Schillers an seinen Gedichten. Nicht uneigennützig – und von einem Bürger inadäquaten, dem idealistischen Maßstab her, sein klassisches Konzept präjudierend – trat Schiller gegen Bürger, den er 1789 in Jena persönlich kennengelernt hatte, auf, und bemängelte fehlende Idealisierung, Veredelung und Harmonie, kritisierte die Distanzlosigkeit des Dichters zu seinen Gegenständen und warf ihm vor, sich der »Fassungskraft des großen Haufens« angepaßt, anstatt um den »Beifall der gebildeten Klasse« gerungen zu haben. Schiller tadelte genau das, was Bürgers Stärke ausmachte. Mehr noch, die Zentren der Bürgerschen Dichtung, die Balladen und die zeitkritischen Gedichte, blieben von Schiller unerwähnt, dennoch war seine Rezension in ihrer Apodiktik so angelegt, daß sie Bürgers ganze Leistung angriff.

Bürger, schon persönlich durch die Misere mit seiner dritten Frau verletzt, verunsichert durch seine ausgesetzte Lage an der Göttinger Universität, wurde nun zusätzlich in seiner eigentlichen Domäne, der Dichtung, getroffen. Wie fast zu erwarten, reagierte er unüberlegt und arbeitete sich damit nur noch tiefer in den

Sumpf hinein. Einerseits veröffentlichte er – was er schon bald bereute – in gereiztem Ton eine Antikritik, ohne mit ihr die Argumente des Gegners beseitigen zu können. Andererseits begann er stillschweigend, einige seiner Gedichte nach den Schillerschen Forderungen zu überarbeiten, was nicht nur inkonsequent war, sondern auch mißlingen mußte.

Die Autorität Schillers hat Bürger in Verruf und Vergessenheit gebracht. Schon bald wandte sich Novalis von ihm ab, das Urteil August Wilhelm Schlegels wurde unfreundlich. Die Leistungen der Romantiker und Klassiker traten als Maßstäbe in den Vordergrund. Bürger wurde degradiert und blieb allenfalls auf einem Nebenweg, dem der Volksaufklärung, populär – so war er etwa einer der Hauptvertreter in dem spät aufklärerischen ›Mildheimischen Liederbuch‹ von Rudolph Zacharias Becker –, geriet aber aus dem Diskurs der tonangebenden literarischen Geister.

Erst später sollte Schopenhauer Bürger als »echtes Dichtergenie« bezeichnen, »dem vielleicht die erste Stelle nach Goethen unter den deutschen Dichtern gebührt.« Heinrich Heine revidiert in der ›Romantischen Schule‹ Schlegels Ansicht über Bürgers Balladen: »Die altenglischen Gedichte, die Percy gesammelt, geben den Geist ihrer Zeit, und Bürgers Gedichte geben den Geist der unsrigen. Diesen Geist begriff Herr Schlegel nicht; sonst würde er in dem Ungestüm, womit dieser Geist zuweilen aus den Bürgerschen Gedichten hervorbricht, keineswegs den rohen Schrei eines ungebildeten Magisters gehört haben, sondern vielmehr die gewaltigen Schmerzenslaute eines Titanen, welchen eine Aristokratie von hannöverschen Junkern und Schulpedanten zu Tode quälten. Dieses war nämlich die Lage des Verfassers der ›Lenore‹ und die Lage so mancher anderen genialen Menschen, die als arme Dozenten in Göttingen darben, verkümmerten, und in Elend starben. Wie konnte der vornehme, von vornehmen Gönnern beschützte, renovierte, baronisierte, bebänderte Ritter August Wilhelm von Schlegel jene Verse begreifen, worin Bürger laut ausruft: daß ein Ehrenmann, ehe er die Gnade der Großen erbettle, sich lieber aus der Welt heraus hungern solle! Der Name ›Bürger‹ ist im Deutschen gleichbedeutend mit dem Worte citoyen.«

Kurz zuvor, in einem Brief an Karl Friedrich Zelter vom 6. November 1830, scheint Goethe Schillers Urteil zumindest zu relativieren, wenn er, obwohl er auch hier mit Kritik an Bürger nicht spart, äußert: »Schiller hielt ihm freilich den ideellgeschliffenen Spiegel schroff entgegen, und in diesem Sinne kann man sich Bürgers annehmen.« Er fügt aber hinzu: »Bürgers Talent anzuerkennen kostete mich nichts, es war immer zu seiner Zeit bedeutend; auch hier gilt das Echte, Wahre daran noch immer und wird in der Geschichte der deutschen Literatur mit Ehren genannt werden.«